



INTERVIEWS

Bastian Sick

"Ich treibe Schabernack mit der Sprache"

Mit seinem Bestseller "Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod", der als Sammlung seiner sprachkritischen Kolumnen bereits in vier Folgen erschien, hat sich Bastian Sick in den vergangenen Jahren ein Millionenpublikum erschrieben. Am Freitag, 11. Februar 2011, tritt er mit seinem Bühnenprogramm "Aus Jux und Tolleranz" in der Europahalle Trier auf. Mit hunderttausend.de sprach der 45jährige vorab über seine intellektuelle Frühreife, den Trierer Dialekt und die linguistische Kritik an seinem Schaffen.



hunderttausend.de: Herr Sick, woher kommt bei Ihnen diese große Begeisterung für die deutsche Sprache?

Bastian Sick: Die hatte ich von Anfang an. Schon in der zweiten Klasse fing ich an, eigene Geschichten zu schreiben. In der fünften Klasse habe ich dann bereits meinen ersten Roman geschrieben. Das war ein

Abenteuerroman, der im Mittelalter spielt. In den Pausen las ich immer das jeweils neueste Kapitel vor, was irgendwann auch mein Deutschlehrer mitbekommen hat. Da dachte ich erst, er würde mich auslachen, aber es schien ihm gefallen zu haben. Seitdem ließ er mich nämlich zu Beginn einer jeden Deutschstunde aus meinem Roman vorlesen. Das war die erste wichtige Form von Förderung, für die ich noch heute sehr dankbar bin. Mit 14 Jahren habe ich dann begonnen, Theaterstücke zu schreiben, die ich auch mit mir selbst in der Hauptrolle inszenierte. Damals sagten schon alle: Der wird sicher mal Schauspieler oder Schriftsteller!

Hat sich Ihre intellektuelle Frühreife dann auch tatsächlich auf Ihre Berufswahl übertragen?

Zunächst einmal eher weniger. Nach dem Schulabschluss wurde es ein wenig ruhig, als ich Romanistik und Geschichte studierte. 1995 kam ich zum Spiegel, wo ich Dokumentationsjournalist und Schlussredakteur wurde. Meine Arbeit bestand vor allem darin, die Texte der Kollegen zu korrigieren. Bei häufigen Fehlern verfasste ich ein Memo und schickte es per Mail an die Redaktion, das ich möglichst unterhaltsam hielt, damit es auch gelesen und nicht prompt gelöscht wird. Dem damaligen Spiegel-Online-Chef Mathias Müller von Blumencron gefiel das so gut, dass er mir 2003 eine regelmäßige Kolumne vorschlug. So ist der Zwiebelfisch entstanden. Wirklich niemand – ich am allerwenigsten – hätte damals gedacht, was daraus später so alles gemacht würde: Bücher, CDs, Spiele, ein Weltrekord in der Kölnarena...

... und im Saarland sind Ihre Bücher sogar Pflichtlektüre in der Schule!

Genau. Das freut mich ganz besonders, weil ich das Saarland und seine Menschen ganz besonders mag. Wenn zu meinem Auftritt in Trier einige Saarländer kämen, würde mich das daher unglaublich freuen.

Dieser Auftritt wird am 11. Februar in der Europahalle stattfinden. Das Trierische ist innerhalb der moselfränkischen Dialektgruppe ja etwas besonderes, weil Trier im 19. Jahrhundert zeitweise preußisch war und die Sprache im Laufe der Zeit durch den Zuzug der Beamten einen leichten Berliner Einschlag erhielt.

Sind Sie denn mit dem Trierischen schon einmal in Berührung gekommen?

Ja, die schönste Eigenart der Trierer wurde mir durch jemanden vermittelt, der in einem Trierer Krankenhaus seinen Zivildienst abgeleistet hat. Er schrieb mir von einem Patienten-Gespräch, das ihn mit der in Trier nicht existierenden Unterscheidung zwischen "nehmen" und "holen" konfrontierte: "Sie nehmen die Tabletten bitte nach dem Essen ein!" – "Ja, ich hol sie dann!" – "Nein, ich hab Sie Ihnen ja schon hingelegt, Sie müssen die nicht mehr holen, nur nehmen!" – "Ja, ich hol sie ganz bestimmt nach dem Essen!" Der Ärmste dachte, der Patient wolle aufstehen und selbst zum Medikamentenschrank gehen. Das "Nehmen/Holen"-Prinzip gilt in allen Bereichen: Man nimmt nicht ab, man holt ab, man nimmt nicht den Bus, man holt ihn. Wahrscheinlich überholt man auch Verantwortung. Und der Clou: Im Trierer Land nimmt sich niemand das Leben, dort holt man es sich höchstens (*lacht*).

Sind Sie denn wie manch anderer Sprachkritiker der Meinung, dass Dialekte die individuelle sprachliche Entwicklung behindern?

Nein, ganz im Gegenteil! Dialekte sind die Sprache des Herzens, die Hochsprache ist die Sprache des Geistes. So wie wir im Leben beides brauchen, Herz und Geist, so brauchen wir auch in der Sprache beides. Dialekte haben ihre Vorzüge, und es gibt sie auch überall. Sogar im Norden, wo das gerne bestritten wird, gibt es regionalsprachliche Besonderheiten.

Trotzdem scheint das Sprachgefühl insgesamt eher abzunehmen. Haben Sie denn einen Trend entdeckt, welche Fehler derzeit besonders gerne gemacht werden?

Nach wie vor sind die Anglizismen auf dem Vormarsch. Auch solche, die man auf den ersten Blick nicht als Anglizismen einordnen würde. Zum Beispiel "einmal mehr". Das ist die Übersetzung des englischen "once more". Vor 25 Jahren gab es das bei uns noch nicht. Da sagte man "abermals", "wieder einmal", "erneut" oder "schon wieder". Zu Recht, denn „mehr“ kann man nicht zählen. Oder folgt nach "einmal mehr" "zweimal mehr" und "dreimal mehr"? Oder nehmen wir das Wort "sich entschuldigen". Heute sagt man "Ich entschuldige mich", aber zwei

Generationen vor uns wurde es anders gemacht. Man konnte nur sagen: "Ich bitte um Entschuldigung", was ja im Sinne des Wortes nur vernünftig ist. Wer sich mit einer Schuld beladen hat, muss andere bitten, ihm diese Schuld wieder abzunehmen.

Sie haben in Ihren Texten eine sehr humorvolle Herangehensweise an das Thema Sprachpflege. Worin sehen Sie denn den wesentlichen Unterschied zu anderen prominenten Vertretern Ihrer Zunft wie Wolf Schneider?

Ich bin wohl der Erste, der das Thema so unterhaltsam präsentiert, dass es auch abendfüllend und Bühnentauglich ist. Ich habe offenbar eine Nische gefunden, in der ich konkurrenzlos bin. Viele Menschen sehen mich bereits als Institution, fühlen sich von mir gut unterhalten und lernen nicht selten noch etwas hinzu.

Sprachwissenschaftler wie Peter Eisenberg kritisieren, Sie interessierten sich viel zu sehr für Entertainment, was auf Kosten der Qualität Ihrer Sprachkritik gehe. Was entgegnen Sie einem solchen Vorwurf?

(Überlegt lange). Ob das wirklich ein Vorwurf ist, weiß ich gar nicht. Ich will ja tatsächlich in erster Linie unterhalten: Ich bin Schriftsteller, kein Wissenschaftler! Die Auskünfte, die ich gebe, haben zwar immer Hand und Fuß. Doch ich betrachte das Ganze eher augenzwinkernd und treibe Schabernack mit der Sprache. Kritik von Linguisten adelt mich, denn es bedeutet, dass die Wissenschaft sich mit mir auseinandersetzt. Es würde mich allerdings sehr freuen, wenn mein Schaffen und meine Wirkung von der Wissenschaft auch mal positiv rezipiert würden. Immerhin habe ich der Sprachwissenschaft neuen Auftrieb gegeben. Linguisten reiben sich aber lieber an mir. Das hat natürlich auch mit Neid zu tun, denn ich erreiche mit einem einzigen Buch mehr Leser als ein Universitätsdozent während seiner gesamten Laufbahn.

Wissenschaft hat ja nun aber auch nicht den Anspruch, zu unterhalten.

So ist es. Insofern sind wir auch zwei verschiedene Universen, die aber durchaus nebeneinander existieren können und sollten.

Ganz so fern sind Sie der Wissenschaft natürlich nicht. Sie haben anfangs auf Lehramt studiert. Wäre aus Ihnen nicht ein guter Lehrer geworden?

Das Lehramt habe ich relativ früh an den Nagel gehängt, weil mir bewusst wurde: Wenn du Lehrer wirst, musst du jeden Morgen um halb sieben aufstehen! Das kam für mich nicht in Frage. Als Lehrer hätte ich mich dann 40 Jahre lang im Schuldienst mit Klassen von circa 20 bis 30 Schülern herumschlagen müssen. Da ist die Frucht der Arbeit relativ gering. Jetzt erreiche ich dagegen viel mehr Menschen. Ich bereue es jedenfalls nicht, dem Lehrer-Beruf aus dem Weg gegangen zu sein, denn der Job ist verdammt schwer und man wird meines Erachtens im Studium auch nicht ausreichend darauf vorbereitet. Soziale Kompetenz beispielsweise wird im Pädagogik-Studium zu wenig gelehrt. Da könnte ich mir aus meiner heilen Welt im Pastoren-Elternhaushalt des holsteinischen Dorfes nicht ausmalen, jetzt in Randbezirk-Schulen großer Städte zu arbeiten. Da bin ich doch lieber Entertainer und freue mich, dass die Leute sogar freiwillig zu mir kommen (*Jacht*).

Was wäre denn aus Ihnen geworden, wenn der Zufall Sie nicht zum Entertainer und Schriftsteller gemacht hätte?

Am liebsten wäre ich dann Schauspieler oder Sänger geworden. Vom Stil so in etwa wie Udo Jürgens und Reinhard Mey (ks).

– von Christian Baron